

»Nur ziehen Sie ihre Hand in dieser dunklen Stunde nicht zurück«

Briefe aus dem Warschauer Ghetto

Hans Stockmar wurde posthum als »Gerechter unter den Völkern« geehrt

Stephan Stockmar

Die Briefe des polnischen Juden Josef Gelbart aus dem Warschauer Ghetto an seinen früheren Chef und väterlichen Freund Hans Stockmar – von seiner Enkelin Angela Stöckle (geb. Kipp) neu aufgefunden – haben sich unter den Händen des Göppinger Historikers Konrad Plieninger als eine kleine historische Sensation entpuppt: »Es ist kaum zu fassen, dass diese Briefe und diese offenen Postkarten eines Warschauer Ghettojuden den Adressaten Hans Stockmar nicht ins KZ gebracht haben, hatte sich dieser doch auch durch die Jahre langen Kleiderpakete an die Familie Gelbart über alle Rassengesetze und den herrschenden Zeitgeist mutig hinweggesetzt.« (Plieninger) War es Zufall, Unachtsamkeit oder gar Bestechlichkeit der Behörden, die dieses ermöglichen? Wir werden es nie erfahren. Sicher ist nur, dass etwas Vergleichbares bisher nicht bekannt geworden ist.

Ebenso beeindruckend wie diese Umstände sind die Briefe selbst, die Josef Gelbart, genannt »Jupp«, in den Jahren 1939 bis 1942 (die letzte Karte trägt das Datum 20. Mai 1942) nach Kaltenkirchen geschrieben hat, wo er in der Wachsschmelze und Kerzenwerkstatt von Hans Stockmar in den 30er Jahren als Lehrling und Imkerei-Volontär gearbeitet hatte – bis die Familie (der 25jährige Josef mit seiner Mutter; der Vater war bereits vorher nach Berlin gegangen und ist 1940 im KZ Sachsenhausen umgekommen) mit anderen polnischen Juden Ende Oktober 1938 nach Polen deportiert wurde. Die anfangs hier noch gehegten Zukunftspläne wurden mit dem deutschen Angriff auf Polen am 1. September 1939 und der Einrichtung des Ghettos in Warschau im Laufe des Jahres 1940 zunichte. Die Briefe geben – wenn auch angesichts der drohenden Zensur in vielen

Punkten notwendigerweise allgemein bzw. verschlüsselt bleibend – einen unmittelbaren Einblick in das Ghetto-»Leben« am Rande des Todes. »Seiner [Gelbarts] sensiblen Sprachkunst verdanken wir bedrängende Bilder jüdischen Leidens« (Plieninger). Man muss annehmen, dass Mutter und Sohn Gelbart 1942 in Treblinka umgebracht wurden, wenn sie nicht bereits vorher im Ghetto an Krankheit (Typhus) und Schwäche starben. Die Briefe zeugen vom Überlebenswillen eines fähigen und gebildeten jungen Menschen, der 1932 oder 1933 auf der berühmten Hamburger Tora-Talmud-Schule sein Abitur abgelegt hat. Nicht zuletzt dokumentieren sie die materielle und moralische Hilfe, die ihm in aller Selbstverständlichkeit durch Hans Stockmar (1890-1961) und dessen Frau zuteil wurde. »Ich wollte, ich könnte ihnen einmal persönlich berichten, wie und in welcher Verfassung uns die Päckchen fanden, als diese eintrafen und welchen Mut wir schöpften aus diesem Nicht-verlassen-sein.« (18.11.1941)

»Ihr Brief war mir ein Gruß aus einer anderen Welt«

»Ich befinde mich auf einem Fleck der Erde, der Zehntausenden zum Schicksal geworden ist und werden wird. Ich glaube, dass ich hier mehr gesehen und erlebt habe, als sonst Generationen beschieden sein wird. Es muss doch einen Sinn haben, dass ich hier bin und nicht anderswo, denn wenn man sagen würde, dass alles sinnlos sei, was geschah und geschehen wird, dann, erst dann gäbe es nur eins: die Verzweiflung!« (9.5.1941)

»... Ihr Brief war mir ein Gruß aus einer anderen Welt, in der man sich noch um Blumen sorgt – wie fern gerückt ist uns das al-

les, doch hat mich alles sehr interessiert, was Sie schreiben. Ihr Trost klang nur fast wie ein »Nekrolog für Jupp«, doch beabsichtige ich noch einige Zeit zu strampeln, solange die Chance eben gegeben ist. – Wenn ich Sie nicht für einen großen Lebenskünstler halten würde, den einzigen wohl, den ich kenne, dann möchte ich sagen: Sie bagatelisieren den Tod und damit auch das Leben. Ich glaube, dass jeder seine Vorstellung vom Tode nach seinem eigenen Leben bildet. Ein Mensch, für den der Tod natürlicher Abschluss eines ausgefüllten, schöpferischen Lebens bedeutet, muss zu einer ganz anderen Anschauung kommen wie einer, der diesem Leben noch etwas abzufordern hat, weil es ihm zu viel schuldig blieb. Vielleicht kennen Sie den Stich von Goya (oder ist es Greco?): eine Hand ragt aus dem Grab hervor und schreibt auf den eigenen Grabstein die Zeichen NICHTS. Man braucht kein Nihilist zu sein, um seine Anschauung vom Tode in diesem Sinne zu bilden. ... Ich glaube, dass es sich lohnt, dem Kern näher zu kommen. Ihre Vorstellungswelt kann keine Allgemeingültigkeit besitzen. Auch ich glaube an einen endlichen Ausgleich, an eine endliche Harmonie all dessen, was geschieht, aber ob man diese in künftigen Inkarnationen suchen darf und nicht in diesem Leben suchen muss, bleibt für mich dahingestellt. – Es wäre mir auch zu spekulativ: am Ende reicht es doch nur wieder zum Juden oder zu einem ... Antisemiten. ...« (5.10.1941)

In souveräner Weise setzt sich hier Josef Gelbart mit dem durch den Anthroposophen Stockmar als »Trost« an ihn herangetragenen Reinkarnationsgedanken auseinander, sich auf die höchst unterschiedlichen Lebenssituationen beziehend.

Immer wieder geht es in den insgesamt zwölf erhaltenen Briefen um die erbetenen und erhaltenen Gegenstände – Kartoffeln, Zwiebeln, Brot und andere Lebensmittel, die dringend für das Hörgerät von Josef Gelbart benötigten Batterien sowie um Kleidungsstücke und Wäsche, die hierfür erzielten Verkaufserlöse und das, was man dafür im Ghetto alles kaufen kann. Es entsteht der Eindruck eines eifrigen



Rechnens und Handelns innerhalb einer ganz eigenen Ghettowirtschaft, eines geschäftigen Treibens im Kampf ums Überleben, das wohl auch immer wieder von den andauernden existentiellen Sorgen wie von dem bedrohlichen Gesundheitszustand – dem eigenen und der Mutter – ablenkt.

Auf Äußerungen Stockmars über die schwierige Lage des Kerzenbetriebes unter den Kriegsbedingungen reagiert Gelbart mit dem Humor eines Verzweifelten, mit seiner eigenen Schwerhörigkeit kokettierend: »Ihren Wink mit dem Zaunpfahl ... hatte ich natürlich so verstanden, dass *ich* Ihnen den Rest gebe zu Ihrem Ruin – Sie armer Mann. Aber ich muss mich schwerhörig stellen ...« (18.11.1941). Zugleich spricht sich hier das tiefe Vertrauensverhältnis zwischen den beiden ungleichen Partnern aus.

»Ehe ich es noch vergesse: Ich bitte Sie im Dezember wieder einige Kerzen zu senden. Sie machen sich keinen Begriff, wie qualvoll es ist, auch noch die Elektrizität zu vermissen. Ich kann heute erst verstehen, wieso Finsternis zu den zehn Plagen gehört, die bei uns wahrlich vollzählig sind.« (24.11.1941)

»Weil morgen Weihnachten ist, schreibe ich Ihnen sogar mit einem Goldrand – obgleich das Jahr so trübe ausklingt. Und da ich mich gestern fotografieren ließ (der Anlass: Regi-

strierung zur Zwangsarbeit, muss nicht unbedingt erfreulich sein), so habe ich gleich einen Abzug machen lassen, den ich beifüge, »mit eigenem Namenszug« – damit Sie mich auf diese Weise einmal wieder vor Augen bekommen und behalten. Auch posthum. ...« (22.12.1941)

Hier wird deutlich, dass Josef Gelbart ahnte, welches Schicksal ihn erwartete, auch wenn er sich in seinem Überlebenskampf nicht beirren ließ. – Der vom Naziregime beabsichtigte Selbstvernichtungsprozess war durch die Verkleinerung des Ghettos im Herbst 1941 noch forciert worden: 400.000 Menschen »lebten« nun auf unvorstellbar engem Raum zusammen, unter unbeschreiblichen sanitären und hygienischen Verhältnissen. Nun drohte also auch noch die Vernichtung durch Zwangsarbeit. Und wer krank war, musste mit Deportation rechnen ...

»Alles ist krank und zermürbt, es gibt kein Wasser, da alles eingefroren ist, kein Ausguss und überall häuft sich der Schmutz. Ach, es ist alles ohne Ufer ...« (1.2.1942)

»Ich kann Ihren Trost nicht nehmen, wenn ich sehe, wie wir beide [Josef Gelbart und Mutter] schuldlos – gewissermaßen aus ›Zufall‹, aus Schwäche und Kranksein der Vernichtung entgegengehen. – Aber ich will es immer und immer wieder noch einmal versuchen, wie Sisyphus. ... Ich weiß, welch ungeheure Zumutung darin liegt, Ihnen dauernd mit unserer Not zur Last zu liegen, aber ich glaube – wenn die Zeit kommt, macht Gott die Tür schon selber zu. ... Ich werde Ihren Rat brauchen, denn ich habe die Ruhe, von der Sie schreiben, dass sie Fundament ist, schon lang verloren. Der Boden schwankt unter den Füßen, wie kann ich heute Stellung nehmen. Möchte aber mehr darüber wissen: Wie kann und soll man leben im Angesicht des Todes.« (13.4.1942)

In diesem Ringen mit den elementarsten Grundlagen des Lebens und der Gesundheit – »aber ich glaube doch, dass der Typhus unser Leben zerbrochen hat« – stellt sich Gelbart die »alte Hiobsfrage ›Warum dies alles mir?‹«. »... doch ist es mir immer so ergangen wie zwei ungleichen Partnern beim Mühle-Spiel:

Der schlechtere vermeint immer einen guten Zug zu tun – da schließt ihm der Widerpart die Mühle.« (4.5.1941)

Die Situation spitzt sich noch immer weiter zu: »Ich mache mir auch Sorgen um die kommenden Tage, denn ich glaube, dass diese entscheiden werden über Sein oder Nichtsein. Es ist möglich, dass ein Teil der Bevölkerung Warschau wird verlassen müssen ...« (7.5.1942)

Die letzte erhaltene Karte ist vom 20.5.1942 datiert und liest sich in ihren verzweifelten Bitten wie ein Abschiedsbrief:

»... Mir selbst will es gar nicht gut gehen, ich bin sehr schwach und von Gott und allen verlassen, darf jedoch die Hoffnung nicht aufgeben, denn ich habe vor einigen Tagen meine Mutter ins Krankenhaus gebracht, wo sie übermorgen operiert werden soll. Das alles geht über meine Kräfte. Aber es musste sein und so musste ich Amen sagen, obgleich der Zeitpunkt ungünstiger nicht hätte sein können. Es ist eine sonderbare Erscheinung, dass sich alle Türen schließen. Die Sonne scheint und es ist Frühling – auch hier – aber weh dem, der schwach wird.

Lieber Herr Stockmar, Sie alle dürfen von mir jetzt wesentliche Briefe nicht verlangen. ... wundern Sie sich bitte nie und vertrauen Sie Ihrem alten Jupp, was auch immer geschehen mag ...

Im Übrigen ist es gleichgültig, was Sie schicken. Nur ziehen Sie Ihre Hand in diesen dunklen Stunden nicht zurück und verzeihen Sie, dass ich Ihnen so viel Umstände bereite. Aber ohne Brot und Butter bringe ich meine Mutter nie durch. Gern hätte ich etwas Traubenzucker, Batterie, etwas Brotaufstrich – ach ich brauche nicht aufzuzählen, – was von Ihnen kommt, war immer herzerquickend. Gern hätte ich auch im Willerschen Garten [in Kaltenkirchen] wieder »raubiert«, wie stehen dort die Kartoffeln? Doch das nur als Scherz.

Lassen Sie mich bitte recht bald von Ihnen hören, seien Sie mir nicht böse und – nochmals – vertrauen Sie Ihrem alten Jupp.«



Die Belegschaft der Firma Stockmar ca. 1937. Ganz links Joseph Gelbart, in der 2. Reihe mit Krawatte Hans Stockmar, links neben ihm seine Frau Vilma

Wenn Gelbart in den beiden letzten Briefen so inständig um Vertrauen bittet, so ist dies Ausdruck des Widerstandes gegen die ständig erfahrene Entehrung, des Kampfes um die eigene Menschenwürde. Denn auch dieses Letzte sollte ihm im Ghetto genommen werden. Das Gefühl des uneingeschränkten Ernstgenommenseins war für ihn überlebenswichtig. Plininger schreibt von »der helfenden Kraft des menschlichen Dialoges – selbst im Angesicht des Todes.«

»Wer immer ein Menschenleben rettet, hat damit gleichsam eine ganze Welt gerettet.«

Josef Gelbart hat – das klingt immer wieder an – diese Briefe auch in der Hoffnung geschrieben, dass sie einmal sein um vier Jahre jüngerer Bruder Bernhard lesen wird. Erst im Oktober 1999 führte Pliingers Suche nach diesem Bruder zum Erfolg: Bernhard (Dan) Gelbart lebte noch, und zwar in Haifa/Israel. Er war ein bekannter Grafiker und Ausstellungsgestalter. 1941 war ihm die Flucht nach Palästina gelungen. Ein Jahr vor seinem Tod (19.12.2000) konnte Angela Stöckle ihm die Briefe seines Bruders noch überreichen. Geplagt von Gewissensbissen, sich

damals mehr um seine Pflichten im zionistischen Jugendbund, in dessen Rahmen er jüdische Kinder auf der Flucht vor dem Nazi-Regime betreute, als um Mutter und Bruder gekümmert zu haben, vor allem aber aus Dankbarkeit gegenüber Hans Stockmar, stellte er bei der Holocaust-Gedenkstätte YAD VASHEM in Jerusalem den An-

trag, den Mentor und Helfer seines Bruders mit dem Ehrentitel »Gerechter unter den Völkern« posthum auszuzeichnen. Er wird Menschen verliehen, die als Nicht-Juden unter Einsatz ihres Lebens Juden gerettet haben. Bis heute haben nahezu 19.000 Frauen und Männer aus allen Teilen Europas diesen Ehrentitel erhalten, unter ihnen nur etwa 400 Deutsche. – Diesem Antrag wurde am 22. Oktober 2001 – Bernhard Gelbart war inzwischen verstorben – stattgegeben.

Am 9. September 2002 wurden nun im Jüdischen Museum in Göppingen-Jebenhausen in einem feierlichen Rahmen Urkunde und Medaille – die höchste Auszeichnung, die der Staat Israel verleiht – von Mordechai Lewy, Gesandter an der Botschaft des Staates Israel in Berlin, an Angela Stöckle stellvertretend für die Familie (es waren acht Enkel, drei Urenkel und ein Ur-Urenkel anwesend) überreicht. Die Medaille trägt als Motto die Talmud-Worte: »Wer immer ein Menschenleben rettet, hat damit gleichsam eine ganze Welt gerettet.« Der Gesandte betonte, Hans Stockmars stetiger Einsatz habe im Ergebnis zwar nicht unmittelbar zu einer Rettung führen können, doch sei es die beeindruckende Gesinnung, die hier geehrt würde, und diese

HANS STOCKMAR, 1890 als *Maximilian Alexander Bruno Stockmar Beheim-Schwarzbach* in Sidney/Australien geboren, verbrachte als Sohn eines weltreisenden Augenarztes seine Kindheit und Jugend in Schulen und Internaten verschiedener Erdteile. Der ihm dann vom Stiefvater verordneten kaufmännischen Lehre in Bremen entließ er, um sich in Berlin zum Schauspieler ausbilden zu lassen. Im Zweifel, ob seine Begabung für diesen Beruf ausreiche, wanderte er nach kurzem Besuch einer Landwirtschaftsschule 1912 mit seiner jungen Frau Vilma (geb. Regling) – ebenfalls Schauspielerin, die nun auf ihre Karriere verzichtete – nach Neuseeland aus, wo er sich zunächst als Landarbeiter verdingte. Hier nahm er offiziell den Namen *Hans Stockmar* (seine Mutter war eine geborene Stockmar) an. Es gelang ihm schließlich, eine eigene Gärtnerei und Imkerei aufzubauen. Um den in Neuseeland geborenen drei Kindern Heimdal, Anselm und Rahel den Besuch einer Schule in Deutschland zu ermöglichen und aus Liebe zur deutschen Kultur kehrte die Familie 1921 zurück und erwarb ein kleines Anwesen im holsteinischen Kaltenkirchen. Hier vertiefte sich die Beziehung zum Werk Rudolf Steiners, dessen »Theosophie« er in einer englischen Übersetzung bereits in Neuseeland kennen gelernt hatte. Nach schweren Rückschlägen in der Bienenzucht – Hans Stockmar verdiente sein Geld zehn Jahre lang während des Winterhalbjahres als Stewart auf den großen Schiffslinien über den Atlantik – lief schließlich die Wachs- schmelze zur Herstellung von Mittelwänden für die Imker und von Bienenwachskerzen so gut, dass sie die Familie ernähren konnte. Ein Foto aus den 30er Jahren zeigt Stockmar mit 22 Mitarbeitern (einschließlich aller damaligen Familienmitglieder), unter ihnen auch Josef Gelbart. Voller Begeisterung für die Kunst, den deutschen Idealismus und die Anthroposophie hielt Hans Stockmar zahlreiche Lese- und Vortragsabende, z.B. über das Christentum Goethes, Schillers Menschentum, »Von Toleranz als Kulturideal«, »Wesen und Unwesen des Parteilichen«, »Autorität und Freiheit – zur demokratischen Frage« und über verschiedene im en-

geren Sinne anthroposophische Themen. Auch wurden Theaterstücke mit Familienmitgliedern, Nachbarn und Mitarbeitern einstudiert und aufgeführt. So wurde das Stockmarsche Haus im rund 40 km nördlich



von Hamburg gelegenen Dorf Kaltenkirchen ein Ort zahlreicher Menschenbegegnungen und eines reichen Kulturlebens. Die beiden jüngeren Kinder besuchten schließlich noch die Freie Goetheschule in Hamburg-Wandsbek, die 1921 als zweite Waldorfschule begründet worden war.

In den Jahren des Dritten Reiches als überzeugter Antinazi und Kriegsgegner immer wieder höchster Gefahr ausgesetzt, erschien Hans Stockmar nach 1945 als Mann der ersten Stunde, der im Einvernehmen mit der britischen Besatzungsmacht in einer Bürgerversammlung die Wahl des ersten demokratischen Bürgermeisters in Kaltenkirchen in die Wege leitete. Nach dem Krieg nahm der Wachsbetrieb einen neuen Aufschwung; Sohn und Schwiegersohn stiegen als Teilhaber in die Firma ein. 1961 starb Hans Stockmar nach schwerer Krankheit. »Seine Kerzen brennen in aller Welt«, heißt es in den Nachrufen.

»Seine Menschlichkeit war durch ihre Originalität, Noblesse und Liebenswürdigkeit von eigenartigem Reiz. Auch wo er exzentrisch war und eigenwillig bis zum Eigensinn wirkte, war dies vermöge der Höhe und Kraft seiner Persönlichkeit und namentlich dadurch, dass seine Beweggründe immer und unbedingt integer und human waren, stets ungeheuer einnehmend und eindrucksvoll; der Vorrang, den er überall dem rein Menschlichen gab, war unerbittlich.« (Martin Beheim-Schwarzbach, 1961)

könne durchaus ihren Ursprung in der Verbundenheit Stockmars mit der Lehre Rudolf Steiners haben. In dem Sitzungsprotokoll der Prüfungskommission heißt es: »Aus dem YAD VASHEM eingereichten dokumentarischen Material geht klar hervor, dass Josef Gelbart in ständigem Briefkontakt mit seinem deutschen Freund und Gönner Hans Stockmar stand. Der schickte ihm und seiner Mutter nicht nur Pakete mit Nahrungsmitteln und Kleidung ins Warschauer Ghetto, sondern stand ihm auch in seinen Briefen durch eine tiefe Anteilnahme am Schicksal des Geschundenen bei und ermutigte ihn zum Durchhalten. Aus ihnen hat Gelbart die seelische Kraft geschöpft, im Ghetto um sein Leben und das seiner Mutter zu kämpfen. Die Hilfe, die Hans Stockmar Josef Gelbart zuteil werden ließ, widersprach dem vom Naziregime erlassenen Verbot, mit Juden zu sympathisieren. Wer dagegen verstieß, musste mit Verhaftung und Einweisung in ein Konzentrationslager rechnen. ...«

Ein Moment interreligiöser Verständigung

Der anwesende Landesrabbiner von Baden-Württemberg, Dr. Joel Berger, war durch die Laudatio von Prof. Konrad Plieninger, in der dieser auf sehr feine und kenntnisreiche Weise die beiden Persönlichkeiten Gelbart und Stockmar wie von innen her charakterisierte, offensichtlich so bewegt, dass er spontan das Wort ergriff. Er wies auf die Verantwortung hin, die Stockmar für einen Menschen ergriffen hat. Diese Tat mache einen Menschen zum *Menschen*, und so könne man im christlichen Sinne von Hans Stockmar sagen: *Siehe, ein Mensch – Ecce Homo!* Berger traf damit ein innerstes Anliegen des Geehrten, der einen von der Anthroposophie Rudolf Steiners befruchteten Idealismus und christlichen Humanismus furchtlos zu leben suchte. Durch seine Worte entstand ein ergreifendes Moment interreligiöser Verständigung, das dem Ort, an dem er sie aussprach, angemessen war: Das jüdische Museum in Jebenhausen ist in einer kleinen ehemaligen Kirche eingerichtet, deren barocke Einrichtung in die Ausstel-

lung einbezogen ist. So erscheint es durchaus nicht als bloßer Zufall, dass die Würdigung einer von dem holsteinischen Dorf Kaltenkirchen aus ins Ghetto der polnischen Stadt Warschau gepflegten Freundschaft am Fuße der schwäbischen Alb stattfand, zumal hier der Briefwechsel durch die Enkelin Angela Stöckle und den Historiker Konrad Plieninger im Frühjahr 1996 erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Von hier gingen durch diese beiden Persönlichkeiten alle Aktivitäten aus, die zum Auffinden des Bruders von Josef Gelbart in Israel und schließlich zur Ehrung führten.

Der Wirkensort Kaltenkirchen war durch den heutigen Mitgeschäftsführer der Firma Stockmar und ebenfalls Enkel des Geehrten, Carol Stockmar, sowie durch die Bürgervorsteherin der – heutigen – Stadt Kaltenkirchen, Renate Amthur, vertreten. Letztere sprach in ihrem Grußwort offen von den Schwierigkeiten bei der Aufarbeitung der NS-Vergangenheit eines ländlichen Zentrums der NSDAP bis weit in die siebziger Jahre hinein. Vergegenwärtigt man sich die Verhältnisse in einem solchen Ort während der »Zwölf Jahre verlorene(n) Jahre« (unter diesem Titel hat der Historiker Gerhard Hoch aus Alveslohe seine Untersuchungen zur »braunen« Vergangenheit Kaltenkirchens vorgelegt), so erscheint es erst recht als ein Wunder, dass Hans Stockmar hier unbehelligt seine ins Warschauer Ghetto adressierten Hilfspakete aufgeben konnte, zumal er nicht der Mensch war, der seine Anschauungen diplomatisch versteckte. Offensichtlich genoss er über alle ideologischen Grenzen hinweg das Vertrauen seiner Mitarbeiter, Nachbarn und Mitbürger.

Literatur: Konrad Plieninger: »Ach, es ist alles ohne Ufer ...«. *Briefe aus dem Warschauer Ghetto*, Schriftenreihe Jüdisches Museum Göppingen, 52 S., 2. erw. Auflage Göppingen 2002. – In diesem Heft sind die Briefe auszugswise abgedruckt und historisch sowie biografisch eingeordnet. Es enthält in der Neuauflage auch zwei Texte von Bernhard Gelbart. – Erhältlich beim Stadtarchiv Göppingen, Postfach 1149, 73011 Göppingen, Fax 07161-979521; Preis: 3,50 EUR zzgl. Versandkosten.